



**Erinnerungen:**

**Zeitzeugen - 1927 bis 1950  
Kindheit und Jugend in Ostpreußen**

von Victor Matzat

Ich, Victor Hermann Matzat, wurde am 11.03.1927 in Waszeninken, Kreis Tilsit-Ragnit, Ostpreußen, als Sohn des Bauern Hermann Matzat und seiner Ehefrau Martha Matzat geb. Bannat geboren.

Noch im Jahre 1927 verkaufte mein Vater den Hof in Waszeninken und erwarb in Tussainen bei Ragnit einen Neusiedlerhof mit ca. 20 ha. Ackerland. Hier wurde auch meine Schwester Waltraut am 07.02.1928 geboren. Tussainen blieb bis zu unserer Flucht im August 1944 unser Heimatort.

Nun etwas zu meinen Eltern:

Meine Mutter, Martha Matzat geb. Bannat geboren am 31. Mai 1892 in Paskalwen, Kreis Tilsit-Ragnit als 3. Tochter von Michail Bannat und Maria Bannat geb. Dvelies. Es waren insgesamt 11 Geschwister: Auguste, Anna, Martha, Berta, Friederike, Maria, Emiel, Richard, Franz, Max, und Gustav. Der väterliche Hof in Paskalwen war ca. 200 Morgen groß, den Hof erbte der älteste Sohn Emiel. Auguste die älteste Tochter heiratete Georg Kryszons, der auch in Paskalwen einen 200 Morgen großen Hof hatte. Anna, Berta und Richard wanderten 1920 nach Amerika aus. Berta war in Atlanta Directrice in einem großen Modehaus. Im Ruhestand lebte sie in Florida in Fort Lauderdale. Von Richard und Anna weiß ich nicht viel, außer, daß Anna eine Tochter hatte, die Hildegard hieß und Rechtsanwältin war. Max hatte in Unter-Eisseln, einem Nachbarort von Tussainen einen Hof mit ca. 200 Morgen. Friedchen war mit einem Tiefbauingenieur in Kaunas verheiratet. Georg und Maria lebten mit der Mutter im Ausgedingehaus und sorgten für sie. Franz, der 2. Älteste, zog als Berufsringkämpfer durch Europa und Rußland, dort lernte er die ungarische Revue Tänzerin Natalie kennen und heiratete sie. Während der Inflation kaufte er in Tilsit in der Sudermann Str. für Goldrubel zwei Mietshäuser und hatte noch im Bereich Paskalwen an der Memel die Fischereirechte gepachtet.

Mein Vater, Hermann Matzat, ist am 14. November 1872 in Scheidischken, (einem Nachbarort von Tussainen) als 2. Sohn des Bauern Christoph Matzat geboren worden. Als er 15 Jahre alt war, starb seine Mutter an TBC. Der Vater heiratete kurze Zeit später wieder. Julius, so hieß der ältere Bruder und Papa vertrugen sich nicht gut mit der Stiefmutter. Als dann 3 Jahre später auch sein Vater an TBC starb, ließen sie sich ihr Erbteil auszahlen.

Julius ging nach Berlin auf die Kunstakademie und wurde Bildhauer. Später gründete er mit seinem Partner Paul Baer den Bildhauerei und Stukkateurbetrieb Matzat & Baer. Er ist in der Silvesternacht 1936 an Gasvergiftung gestorben. Er hatte einen Gänsebraten auf dem Gasherd und ist eingeschlafen, der überkochende Bratensaft löschte die Flamme und das Gas strömte aus.

Mein Papa war abenteuerlicher, er hat die Landwirtschaftsschule in Ragnit besucht und war Gutsinspektor. Er machte sich aber auf den Weg, um die Welt kennenzulernen. Über mehrere Stationen kam er nach Bremen und fuhr von dort mit dem Dampfschiff „Eitel Friedrich“ in die Südsee zu den Deutschen Samoa Inseln, wo er als Verwalter auf einer Kokosplantage tätig war.

Nach 3 Jahren verließ er die Samoa Inseln und fuhr nach Australien um sich dort selbstständig zu machen. Er erwarb in der Nähe der Stadt Rockhampton an der Küste 3 Quadrat-

meilen Urwald, die er rodete und mit Kokospalmen bepflanzte. Als Unterfrucht wurde, bis die Palmen groß wurden, Baumwolle angebaut. Als Arbeitskräfte hatte er Kanaken von den Hebriden und Eingeborene (Aborigines) beschäftigt. Gerade als die Plantage anfang Früchte zu tragen, brach der 1. Weltkrieg aus. Papa wurde in ein Internierungscamp gebracht. Dort ließ er sich zum Zimmermann ausbilden. Ende des Jahres 1918 wurde er aus Australien ausgewiesen.

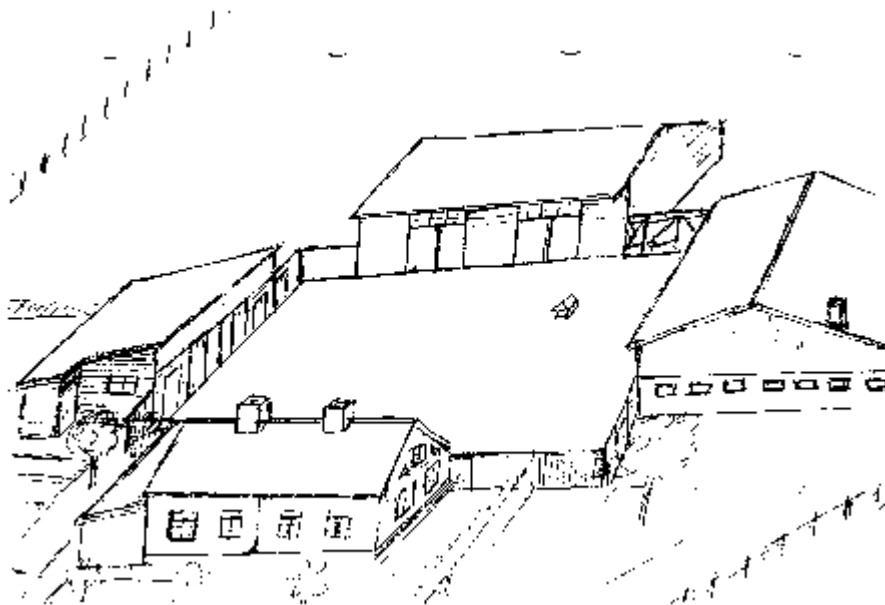
Nach 6 Wochen Aufenthalt in Deutschland, wo es ihm nicht mehr gefiel, fuhr er nach Brasilien, wo er in Rio de Janeiro als Zimmererpolier beim Bau von Hochhäusern arbeitete. Nach einiger Zeit, kaufte er an einem Fluß ein Stück Land, um eine Kaffeeplantage anzulegen. Aber nach kurzer Zeit erkrankte er an Malaria, ließ alles liegen und fuhr zum ehemaligen Deutsch-Südwest-Afrika um dort nach Diamanten zu graben. Das war etwa um 1923.

Im Jahr 1926 kam er nach Deutschland zurück. Hier lernte er Martha Bannat kennen und heiratete sie. Er war damals 54 Jahre alt. Er kaufte in Waszeninken einen kleinen Bauernhof, wo ich geboren wurde. Da der Ort Waszeninken aber sehr abgelegen war und der Boden aus schwerem Ton bestand, der schwer zu bearbeiten war, wurde der Hof verkauft.

In Tussainen, einem Dorf ca. 3 km von der Kreisstadt Ragnit entfernt, erwarb er dann einen Neusiedlerhof, der ca. 80 Morgen groß war. Dort wurde am 07. Februar 1928 meine Schwester Waltraut geboren.

Im Jahre 1929 wurde mit Umbau des Wohnhauses begonnen, die Scheune vergrößert und ein neuer Stall gebaut. Da war es kein Wunder, daß die ersten Worte, die ich außer Mama und Papa sprechen konnte, Hammer und Kneifzange waren. Vielleicht haben diese Kindheitserlebnisse auch meinen späteren Werdegang geprägt.

Die ursprünglichen Gebäude des Hofes bestanden aus einem massiven Wohnhaus mit angebautem Stall und einer Scheune aus Holz und Brettern mit Teerpappendach. Der Wohntrakt bestand aus einem Wohnzimmer, Schlafzimmer und der Wohnküche. Der Dachstock diente als Speicher und war nicht ausgebaut. Bei den Umbaumaßnahmen, wurde zuerst ein neuer Stall gebaut und die Scheune um 50% vergrößert. Die ursprüngliche Stallung wurde in den Wohntrakt mit einbezogen. Aus den alten Wohn- und Schlafzimmern wurde ein großes Wohnzimmer von 30 qm gemacht und in dem ehemaligen Stall wurden 4 Zimmer eingebaut, so daß insgesamt 5 Zimmer und die Wohnküche vorhanden waren. Im Stall war eine Schlafkammer eingebaut, wo der Kutscher schlief und Vieh und Pferde überwachen konnte.



An Vieh hatten wir 8 Milchkühe, 2 Stück Jungvieh und 4 Kälber sowie 2 Trakehner Pferde, 8-12 Schweine, ca. 60 Hühner und je 10 Gänse und Enten, 2 Puten und einen Hofhund.

Das Dienstmädchen hatte ihr Bett in der Wohnküche in einer Nische stehen. Im übrigen hatten Kutscher und Magd Familienanschluß.

Gebadet wurde immer am Samstagabend in der Küche in einer großen Blechwanne. Das Wasser dafür im Waschkessel auf dem Herd erhitzt. In der Küche war eine Wasserpumpe vorhanden. Klo wie üblich auf dem Hof, als besagtes Häuschen mit dem Herz.

An meine Vorschulzeit kann ich mich kaum erinnern. Trautchen und ich wurden sehr verwöhnt, waren immer sehr gut angezogen, am Sonntag meist mit dem obligatorischen Matrosenanzug (auch Trautchen), dazu hatte sie noch eine seiden Schleife im Haar. Unser Spielgefährte war Nachbars jüngster Sohn Heinz Senger, später von uns Smeilus genannt. Natürlich mußten wir auch kleine Pflichten übernehmen, wie Vieh hüten, Unkraut jäten, Heu wenden usw.

Nach Ostern 1933 begann der Ernst des Lebens und der ca. 1,5 km lange Weg zur Schule in der Ortsmitte von Tussainen. Sie war zweiklassig, das heißt die Schuljahre 1-4 und 5-8 wurden in je einem Klassenzimmer zur gleichen Zeit unterrichtet. Dieses hatte Vorteile und auch Nachteile, besonders in der 2. Klasse wo schon Geographie, Physik, Chemie und Geschichte gelehrt wurden. So kam es oft vor, daß in Deutsch ein Aufsatz geschrieben werden sollte, während ein anderes Schuljahr Geographie lehrte, was ja viel interessanter war und man hörte dort zu. Darunter litt ja meist der Aufsatz, dafür wußte man mehr in Geographie, im Endeffekt glich sich das aus.

Mit 10 Jahren wurden wir zu den Pimpfen übernommen. Das ging ganz automatisch, ohne uns zu fragen. Als Trautchen 10 Jahre alt wurde, ging sie nach Ragnit zur Mittelschule.

Vom 3. Reich wurde das Reichserbhofgesetz erlassen, wonach alle Bauernhöfe ab einer bestimmten Größe an Erben vererbt werden mußten, das hieß, man mußte als Erbe die Landarbeitslehre machen und nach Lehrabschluß und Prüfung zur Landwirtschaftsschule gehen. Ich habe sie in Ragnit besucht und auch meinen Landarbeitsgehilfenbrief erhalten.

Vom Krieg hatten wir bis dahin so gut wie nichts bemerkt. Als es 1939 mit Polen los ging, wurden gerade die Herbstmanöver abgehalten und die Straßen waren voller Militär. Nur, daß wir des öfteren unsere Kutscher wechseln mußten. Als Dienstmädchen hatten wir dann auch bald eine ältere Polin zugewiesen bekommen.

Zu meiner Konfirmation 1941 hatten wir 12 Soldaten als Einquartierung, wir hatten 12 Torten und Kuchen gebacken, ein Schwein geschlachtet, sowie 100 Liter Bier selbst gebraut. Die Soldaten haben natürlich mitgefeiert und einiges beigesteuert, es wurde sogar getanzt.

Am 23. Juni ist es ja dann mit dem Krieg gegen die Sowjetunion losgegangen und das Verhängnis begann. Schnell waren große Teile der Sowjetunion überrannt. Im Radio ertönte eine Siegesmeldung nach der anderen. Wir mußten von der HJ aus regelmäßig ins Kino gehen, um die Wochenschau anzusehen. Im Frühjahr 1942 erhielten wir einen sogenannten Ostarbeiter als Kutscher zugewiesen, er hieß Jan Kuszma und stammte aus Grodno. Er hatte sich ganz gut bei uns eingelebt und war anständig und zuverlässig. Ich durfte meine Lehrzeit zu Hause ableisten, ging im Winterhalbjahr nach Ragnit zur Landwirtschaftsschule. Zur Sportstunde mußten wir einmal in der Woche nach Tilsit zur Reiter SA gehen und dort die Jugend-Reit- und -fahrprüfung machen. Ein Jahr der Lehrzeit wurde uns als mithelfende Söhne eines Bauern erlassen, so daß ich meine Landarbeitsgehilfenprüfung schon im Jahr 1943 machen konnte.

Im Sommer 1943, zur Erntezeit, ist unser Jan, von Heimweh geplagt ausgerissen, so daß ich den Großteil der Ernte mit dem Polenmädchen allein einbringen mußte. Das war eine Schinderei. Nach 3 Wochen kam eine Postkarte von einem Ort nahe der Grenze: Liebe Pan Viktor, du mich kommen holen, Polizei mich schnappen, muß bei schlechtem Bauer arbeiten, ich will zurück; bitte komm mich holen! Ich bin dann mit dem Schrieb zu unserem Gendarmen gegangen und habe ihn um Rat gefragt. Der hat sich dann hingesetzt und mir ein Schreiben aufgesetzt, das den Anschein erweckte, als wenn ich von der Gestapo wäre und Jan und Wassili, das war der Arbeiter unseres Nachbarn, der auch abgehauen war, zur Überstellung nach Tilsit holen muß. Ich habe die beiden glücklich nach Tussainen gebracht, wo ihnen der Gendarm gründlich die Leviten gelesen hat, daß sie froh sein konnten, daß ich

sie zurückgeholt habe, es hätte Sie das Leben kosten können. Wir waren beide froh, Jan daß er wieder bei uns war und ich, daß wieder jemand da war, der die Ernte mit einbrachte.

## **Militärzeit**

Inzwischen bin ich im Frühjahr gemustert worden. Ich habe mich dabei freiwillig zur Luftwaffe zu den Seefliegern, seemännisches Personal gemeldet und auf 12 Jahre verpflichtet. Ich wollte dadurch der Erbhofbauernpflicht entkommen. Im Herbst 1943 mußte ich für 6 Wochen ins Wehrtüchtigungslager nach Rodzany zur vormilitärischen Ausbildung.

Der Winter 1943/44 war sehr streng, bis 42 Grad Frost. Die Siegesmeldungen im Radio wurden inzwischen durch Meldungen über siegreiche Rückzüge im Rahmen von Frontbegradigungen abgelöst. Stalingrad hat uns schon sehr erschüttert, aber die Propaganda stellte uns das nur als Mißgeschick dar, nach dem Motto was uns nicht umbringt stärkt uns nur. Mit einmal war zu Hause in den Nächten auch wieder Kanonendonner, zwar noch weit weg, aber immerhin zu hören.

Im Frühjahr mußten wir von der HJ aus für 14 Tage nach Litauen zum Bau von Panzergräben. Es war wohl mehr eine Propagandaaktion als sinnvolle Arbeit. Im Sommer trafen die ersten Flüchtlingstrecks bei uns ein. Im August 1944 wurde ich zum Reichsarbeitsdienst eingezogen. Ich war auf einem Fliegerhorst bei Trempen stationiert, wir mußten Stellungen für die Flak bauen und auch Panzer- und Schützengräben ausheben.

Inzwischen wurden die Grenzen von Ostpreußen von der roten Armee überschritten. Es kam zu Kämpfen im Bereich von Goldap und den bekannten Greuelthaten in Nemmersdorf. Die Sowjets konnten noch einmal zurückgeschlagen werden. Meine Eltern und meine Schwester Waltraut mußten im September aus Tussainen flüchten. Vater wurde, da er schon 72 Jahre alt war und an Rheuma litt, vom Roten Kreuz ins Reich transportiert. Wohin wußten wir nicht. Meine Mutter und meine Schwester sind dann mit zwei Wagen und 4 Pferden, sowie mit Jan und Maria, den beiden Ostarbeitern auf Treck gezogen. Es konnte nur das aller nötigste mitgenommen werden.

Von alledem wußte ich nichts. Nach Ende meiner Dienstzeit beim R A D von 3 Monaten, wußte ich nicht wohin ich sollte und blieb noch so lange beim R A D, bis ich die Nase voll hatte. Ich gab die Adresse von Baers in Berlin als neue Heimatanschrift an und wurde sofort nach dort hin entlassen. In Berlin angekommen erfuhr ich die Anschrift von Mutter und Schwester, die sich inzwischen gemeldet hatten. Sie lebten jetzt in Braunsberg am Frischen Haff. Ich machte mich am nächsten Tag, nachdem ich in der Nacht noch einen schweren Luftangriff mitbekommen habe, wieder auf den Weg nach Braunsberg in Ostpreußen. Nach langer Fahrt mit der Bahn traf ich dort endlich ein.

Inzwischen war es November geworden und der erste Schnee war gefallen. In Braunsberg waren wir bei einem Bauern untergebracht und hatten ein Zimmer mit Küche zur Verfügung. Von Braunsberg aus bin ich noch einmal mit dem Pferd nach Tussainen geritten, um nach dem Rechten zu sehen. Das war eine große Strapaze. Haus und Hof waren noch unversehrt, nur von Stall und Scheune hatte man Türen und Tore herausgerissen und verheizt. Ich habe dort noch einmal eine Nacht geschlafen, das letzte mal in unserem Heimathaus. Ich bin dann wieder zurück nach Braunsberg, wo ich bald darauf meinen Einberufungsbefehl für den 13. 12.1944 nach Königsberg in die Trommelplatzkaserne erhielt.

Nach 2 Tagen Aufenthalt in der Kaserne, wurden wir in Marsch gesetzt und trafen nach langer Fahrt spät abends in Treptov an der Rega in Pommern ein. Von dort aus fuhren wir mit der Kleinbahn nach Deep und wurden von dort mit dem LKW zu dem Seefliegerhorst Kamp gefahren. Hier sollte unsere Grundausbildung stattfinden: exerzieren, marschieren, Schießausbildung, sowie Vorbereitung für die Weihnachtsfeier. Nach Weihnachten hieß es mit einmal, die Seenotrettungsstaffeln werden aufgelöst. Wir wurden vor die Wahl gestellt, entweder sich zur Luftwaffenfelddivision oder zu den Fallschirmjägern zu melden.

Ich meldete mich zu den Fallschirmjägern. Wir wurden sofort verladen und per Bahn zum Fliegerhorst Salzwedel zur Fallschirmjägerschule gebracht, wo wir noch vor Sylvester 1944

eintrafen. Bei der Anfahrt nach Salzwedel gerieten wir noch auf dem Bahnhof von Wittenberg in einem Bombenangriff der Amerikaner, der aber nicht uns galt, sondern den Wohnvierteln der Stadt. So ging es von nun an öfter als uns lieb war.

Die Ausbildung war sehr hart und gründlich. Sprungausbildung, Einzelkämpferausbildung, Pionier- Spreng- & Zündmittel, Panzerbekämpfung und Gebrauch fremder Waffen. Das Ausbildungsziel war Sabotagearbeit hinter den feindlichen Linien nach Art der Partisanen. Die Ausbildung dauerte 3 Monate.

Die Lage an den Fronten hatte sich immer mehr zugespitzt, Ostpreußen war schon ganz in sowjetischer Hand. Die Sowjets standen jetzt schon an der Oder. Die Luftangriffe der Alliierten hatte jetzt mehr die Verkehrslinien wie Straßen und Bahnen zum Ziel. Unser Fliegerhorst wurde aber nicht angegriffen. Wir hatten nämlich die neuen Raketenjäger vom Typ Me. 163 stationiert, vor denen hatten sie wohl sehr Respekt. Aber die Raketenjäger flogen selten, sie hatten kaum Treibstoff, denn der Nachschub war durch die Luftangriffe auf die Bahn unterbrochen.

Anfang April 1945 wurde die vorgesehene Art unseres Einsatzes fallengelassen, wir wurden der Fallschirmjägerkampfgruppe Engelhardt zugeteilt und in Nachtfahrten über Berlin und Stettin nach Greifenhagen an der Oder verlegt. Von dort aus konnten wir auch den Luftangriff auf Stettin beobachten, bei dem Stettin zum größten Teil zerstört worden ist.

Nachdem wir von Greifenhagen nach Bukow in der märkischen Schweiz verlegt waren, wo wir einige Tage am Scharmützelsee in Zelten biwakiert hatten, kamen wir am 15. April 1945 in der Gegend von Küstrin zum ersten Mal zum Einsatz. Die Sowjets hatten dort nach einem schweren Angriff über die Oder einen Brückenkopf gebildet, den wir zurückerobern sollten. Am Montag den 16. April 45 in der Frühe traten wir zum Angriff an. Kaum waren wir aus unseren Stellungen heraus, da setzte ein ungeheurer Feuerschlag von Artillerie und Raketen ein. Die Stellung aus der wir eben heraus waren, war nur noch eine Wand aus Feuer und Rauch. Der Großangriff der Roten Armee auf Berlin hatte begonnen. In kürzester Zeit waren alle Panzer, die uns begleitet hatten, vernichtet. Von unserer frisch aufgestellten Kompanie mit 120 Mann waren nur noch 18 Mann übrig. Wir waren überrollt worden. Erst in der Nacht gelang es uns durch die sowjetischen Linien durchzusickern und wieder Anschluß an die Front zu finden.

So ging es nun fast jeden Tag. Morgens in Stellung gehen, erste Angriffe abwehren, Sowjets stoßen links und rechts vorbei und umgehen uns. In der Nacht ziehen wir uns wieder zurück und suchen die Deutschen Linien, dann wieder in neue Stellung beziehen.

Wir kommen kaum zum Schlafen, schlafen im gehen und stehen ein. Unser Häuflein ist nun auf 9 Mann zusammengeschrumpft. Wir sind nun schon in den Vororten von Berlin, überall sind schon die Sowjets, es gibt keine Frontlinie mehr. Da beschließt unser Zugführer: "Es hat keinen Zweck mehr zu kämpfen, jeder soll zusehen wie er weiter kommt." und entläßt uns.

Ich habe gedacht, lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. Tagelang nichts gegessen, kaum geschlafen, ich mach Schluß. Habe meinen Tornister gepackt, meine Uniform sauber gemacht, und bin ins nächste Dorf gegangen um mich gefangen nehmen zu lassen. Ich habe gedacht, daß der Krieg sowieso gleich zu Ende sein wird. Im ersten Haus, zu dem ich kam, ging ich hinein. Es war niemand im Haus, auf dem Herd stand ein Topf mit kalten Pellkartoffeln und auf einem Regal fand ich ein Glas mit Sirup. Es hat mir nach tagelangen Hungern köstlich geschmeckt. Ich fand im Hause eine Schlosserhose und einen alten Pullover, zog beides an, versenkte meine Uniform und die MP in der Abortgrube, legte mich in ein Bett und schlief mehr als 12 Stunden. Dann machte ich mich auf den Weg in Richtung Cottbus. Von Kampfhandlungen war nichts mehr zu hören, es waren viele Leute unterwegs, natürlich auch Sowjetsoldaten. Man ließ uns unbehelligt, es waren ja geschlossene Einheiten. Nachts schliefen wir meist in Strohhaufen oder Scheunen. Nach etwa 3 Tagen wurden an einer Kreuzung alle Männer angehalten und in einer Garage eingesperrt. Wir wurden ständig verhört. Man sagte uns "Ihr seid Deserteure und kommt in ein Gefangenenlager, oder ihr seid Spione und werdet erschossen. Es blieb mir nichts anderes übrig als zugeben, daß ich ein ehemaliger Soldat bin. So begann meine Kriegsgefangenschaft.

## In russischer Gefangenschaft

Wir wurden in eine alte Fahrzeughalle zusammen getrieben, von dort aus ging es in langen Fußmärschen durch viele zerstörte Städte nach Frankfurt/Oder wo wir auf der Bahn verladen wurden. Auf den Fußmärschen nach Frankfurt/Oder bekamen wir nur am Abend etwas zu essen und zu trinken, meistens Kartoffeln und Steckrübensuppe, so sollte es auch auf dem Bahntransport sein.

In einem Güterwaggon war zu beiden Seiten der Türen ein Zwischenboden eingezogen worden, eine mit Teerpappe ausgekleidete Rinne war die Toilette. Weder Stroh, noch Decken zum darauf Liegen, nur was wir auf dem Leib trugen, war unser Besitz. Vor dem Einsteigen in die Waggonen wurden wir gefilzt, das heißt, alles was wir an scharfen Gegenständen bei uns hatten, wie Messer, Gabeln, Rasierklingen und Apparate usw. wurde uns abgenommen, nur Feldflaschen, Becher und Kochgeschirre, sowie Konservendosen durfte man behalten, ebenso Brieftaschen und den Wehrpaß, was ich sowieso nicht hatte, da ich alles weggeworfen hatte. Uhren, Ringe und was sonst noch einen Wert hatte, war uns schon vorher abgenommen worden. Mein ganzer Besitz war eine Schlosserhose, eine Unterhose, ein Unterhemd, ein Pullover und eine Tweedjacke. So wurden wir mit je 40 Mann in die Waggonen getrieben, einen Eimer Wasser hinein gestellt, und los ging es. Auf unsere Beschwerden hin sagt man uns: mehr hätten die Leute, die von den Nazis in die KZ-Lager transportiert wurden, auch nicht gehabt. Bei längeren Halten wurden die Türen geöffnet und wir konnten hinaus und unser Notdurft verrichten, durften aber den Gleisbereich nicht verlassen. Wer den Gleisbereich verließ, auf dem wurde geschossen.

Nach etwa 5 Tagen Fahrt wurden wir in der Ukraine, in der Nähe von Charkow ausgeladen und kamen in unser erstes Gefangenenlager. Es war eine ehemalige Lagerhalle, von der nur die Außenmauern standen, umgeben von einem Stacheldrahtzaun und 4 Wachtürmen. Hier mußten wir uns einrichten. Als erstes wurde eine Abortgrube ausgehoben, 5m lang, 2m breit und 1,5m tief, darüber wurden gespaltene Baumstämme gelegt, mit einer Handbreit Zwischenraum, auf denen man stand, um sein Geschäft zu verrichten. Für die Küche wurden aus 3 Benzinfässern, denen man mit Meißeln die Böden entfernt und auf Ziegel gestellt hatte Kochkessel. Ziegel zum Mauern der Herde wurde aus den Trümmern geborgen und auch der Sand daraus gesiebt. Als Bindemittel wurde Lehm genommen. Für das Dach wurden Balken und Bretter aus einem Sägewerk angeliefert. Mit dem Abfallholz wurde gekocht und auch Pritschen gebaut. Wir wurden nun registriert und bekamen eine Art von Uniform verpaßt, mit einem großen W.P. auf dem Rücken und am Oberarm. Ein Strohsack und ein Kopfkissen mit Baumwolle gefüllt ergänzte unsere Ausrüstung. Das W.P. bedeutete Woyna Pleni, also Kriegsgefangener.

Zu Essen gab es vor allem alles, was die Natur hergab: Melde, Brennesselblätter, Sauerampfer, Löwenzahn und Rübenblätter, alles zusammen in die Benzinfässer hinein, etwas Salz und Sonnenblumenöl dazu und gekocht, es schmeckte in den ersten Tagen vor allem nach Benzin. Dazu gab es pro Tag 400 gr. sehr nasses Roggenbrot, auf russisch Kleb genannt und so war es auch - es blieb kleben, wenn man es an die Wand warf. Pro Tag gab es auch noch 3 gr. Zucker und 5 gr. Tabak, auch Machorka genannt, der bestand in erster Linie aus Stengeln und Blattrippen der Tabakblätter. Man drehte sich mit Zeitungspapier daraus Zigaretten. Als bestes Papier galt das der Prawda. Leute, die nicht zum Aufbau des Lagers und zum Suchen von Kräutern und Gemüse eingeteilt waren, mußten zum Straßenbau ausrücken. Es wurde mit Spaten, Schaufeln und Schubkarren gearbeitet, aber auch daneben mit modernstem Gerät. Die Behandlung der Kriegsgefangenen war im Großen und Ganzen sehr korrekt.

Im Herbst 1945 wurden wir in ein neues Lager nach Charkow verlegt. Es befand sich in einem Fabrikgebäude der Shells Elektromotorenwerke. Wir mußten auch dieses erst einrichten und winterfest machen. Aber das war ja nun kein Problem, wir hatten schon Routine darin. Das stark zerstörte Elektromotorenwerk wurde mit unserer Hilfe wieder aufgebaut und sofort in Betrieb genommen.

Ich wurde der Transport-Brigade zugeteilt. Wir mußten im Werk und auf den Bahnhöfen Waggons entladen und Maschinen abladen, transportieren und aufstellen. Es waren in erster Linie Maschinen aus den Fabriken von Berlin und aus dem Ruhrgebiet. Das Abladen der Maschinen erfolgte mit den einfachsten Mitteln, mit Trägern, Schienen, Rollen und Brecheisen, gezogen wurden die Maschinen mit den Spanndrähten, mit denen sie auf den Waggons befestigt waren. Da außerdem auch auf den Zügen Kohl, Melonen, Gurken, Tomaten und Zwiebel transportiert wurden, hatten wir daran keinen Mangel. Sogar Salz wurde ab und zu in offenen Waggons transportiert, so daß wir uns auch damit versorgen konnten. Es war ein begehrtes Tauschmittel.

Oft befahl uns am Abend unser Posten unter jedem Arm etwas zu klemmen, Kohl, Melonen oder Holz bzw. die Taschen mit Tomaten und Zwiebeln zu füllen. Dann ging es ab in Richtung Lager, aber vorher über einen Basar. Hier breitete er seinen Mantel auf den Boden aus, wir mußten an ihm vorbeigehen und alles, was wir auf der linken Seite unterm Arm oder in den Taschen hatten, auf den Mantel legen. Was wir auf der rechten Seite hatten, konnten wir behalten. Mit viel und lautem Geschrei verhökerte er die Sachen, was meist sehr schnell ging, dann kaufte er vom Erlös Kirschen, Sonnenblumenkerne und Machorka. Nach dem er seinen Bedarf gedeckt hatte, verteilte er den Rest unter uns. Das nannte er sozialistische Marktwirtschaft.

So ging es bis in den Herbst hinein, dann mußten wir von den Maschinen, die im Freien neben den Gleisen standen, die E-Motoren abbauen und die Gleitflächen dick mit Fett einschmieren. Dazu mußte man oft auf dem Rücken unter den Maschinen liegen, was auf den in der Nacht gefrorenen Boden kein Vergnügen war. Als es noch kälter wurde, mußten wir oft Waggons mit Schlacke aus dem Kraftwerk auf einer Halde außerhalb der Stadt entladen, sie war meist noch sehr heiß. Wenn wir mit dem Entladen fertig waren, legten wir uns darauf, um uns zu wärmen. Daß wir am Abend wie die Kaminfeger aussahen, kann man sich denken. Also ging es auf dem Weg ins Lager am Hygienebau vorbei. Im Vorraum mußten wir uns ausziehen, die Kleider kamen in die Entlausungskammer, wo sie auf 90 Grad erhitzt wurden, wir gingen unter die Duschen uns zu waschen. Dann ging es zum Ausgang, wo wir unsere Kleider wieder in Empfang nahmen und uns anzogen. Oft kam es vor, daß, wenn wir unter der Dusche standen, die Tür aufging und eine Menge nackter Frauen hereinstürmte und uns von den Duschen drängte. Die hatten keine Hemmungen.

Inzwischen war es Weihnachten geworden, unser Lager war eingerichtet. Es war ein vierstöckiges Fabrikgebäude. Der Bau war an die Fernheizung angeschlossen, so daß wir nicht frieren mußten. Das Erdgeschoß war nicht ausgebaut, hier endeten die Gleise des Bahnan schlusses. Im 1. Stock waren der Speisesaal, die Küche, Werkstätten der Handwerker wie Schneider, Schuster, Tischler, Schmiede und Schlosser, Deutsche Lagerverwaltung und das Lager-Krankenrevier untergebracht. Im 2. und 3. Stock waren die Schlafsäle, in denen je 4 Reihen zweistöckige Pritschen standen. Es lebten hier etwa 1000 Leute. Wir waren in Hundertschaften und Brigaden eingeteilt. Offiziere brauchten nicht zu arbeiten und wurden als Brigadiere eingesetzt. Der größte Teil der Leute war in der Produktion im E-Motorenwerk eingesetzt. Die Handwerker waren in eigenen Brigaden zusammengefaßt und arbeiteten im Werk oder auf Außenkommandos, wir als Transport-Brigade, im Werk und auf den Güterbahnhöfen in der Stadt.

Die russische Lagerärztin achtete am Morgen, wenn die Brigaden zur Arbeit gingen, sehr darauf, daß alle Leute warm angezogen waren, intakte Schuhe und Handschuhe anhatten, sonst durften sie das Lager nicht verlassen. Innerhalb des Lagers waren außer der Lagerärztin und den Krankenschwestern keine Russen.

Für Ordnung sollte eine Lagerpolizei sorgen. Die bestand fast nur aus Volksdeutschen. Wir sagten dazu Beutegermanen. Die Lagerpolizei führte sich oft schlimmer auf als die Russen, Prügel und Schikanen waren an der Tagesordnung. An Verpflegung gab es pro Person 400 gr. Brot, 2x 1 Liter Suppe, 1/4 Liter Kascha (Hirse- oder Buchweizenbrei), 5 gr. Zucker und 3 gr. Tabak. Als Leistungszulage, bei Übererfüllung der Norm um 110% und Schwerarbeit, eine Zulage von 200 gr. Brot. Fett und Fleisch sollte den Suppen zugefügt werden.

Eines Tages, beim Abladen von Zement aus einem Waggon im Lager kippte ich um. Die Ärztin, die dies vom Revierfenster aus beobachtet hatte, ließ mich sofort ins Revier bringen, wo man feststellte, daß ich hohes Fieber hatte. Ich mußte im Revier bleiben, ich hatte Lungenentzündung. Nach ca. 4 Wochen hatte ich sie überstanden, war aber sehr geschwächt. Ich wurde zu leichter Arbeit eingeteilt und mußte im E-Motorenwerk in der Ankerwickelei zusammen mit russischen Frauen Anker für E-Motoren herstellen. Langsam erholte ich mich wieder.

Im Frühjahr wurde ich zu einer Kolchose abkommandiert, dort wurde auf riesigen Feldern Rote Beete angebaut. Wir mußten die Pflanzen vereinzeln und Unkraut jäten. Der Hauptbestandteil unserer Verpflegung bestand aus rote Beete. Rote Beete als Suppe, Salat, gekocht, geschmort und geröstet, in allen Variationen und das 2 Monate lang. Kein Wunder, das ich seitdem rote Beete nicht riechen kann.

Anschließend kam ich in ein Steinbruchlager, wo wir Kalksteine aus einem Berg brechen mußten und zu Schotter für den Straßenbau zerkleinerten. Es war Hochsommer und sehr heiß. Wir litten sehr darunter, durch das viele Schwitzen geriet unser Mineralstoffhaushalt in Unordnung. Zum Ausgleich bekamen wir Salzfische zu essen, was den Mineralstoffhaushalt verbesserte, den Durst aber auch vergrößerte. Aber auch das ging vorüber.

Ich kam zum Straßenbau in ein Außenlager nach Isgum am großen Donezbogen, wo die große Panzerschlacht stattgefunden hatte. Hier bekam ich Malaria und wurde wieder nach Charkow ins Kriegsgefangenenlazarett gebracht. Es war eine alte Schule, die man dazu umfunktioniert hatte. In einem Saal lagen wir mit etwa 36 Mann, die an allem möglichen erkrankt waren, wie TBC, Ruhr, Typhus, Malaria, usw. Die Leute starben weg wie die Fliegen, manchmal 3 und mehr pro Tag.

Es war unausbleiblich, daß ich auch an Ruhr und Typus erkrankte. Ich magerte zum Skelett ab, aber ich überstand auch dieses, ganz allmählich erholte ich mich etwas und wurde in ein anderes Lazarett bei einem Bahnhof eines Vorortes von Chorkow verlegt. Hier erhielten wir zum ersten Mal vom Roten Kreuz eine Postkarte, auf der wir 12 Worte an eine Adresse in Deutschland schreiben durften. Ich schrieb an Familie Baer in Berlin, mit der wir uns als Treffpunktadresse verabredet hatten. Das war etwa im Dezember 1946.

Monate vergingen, ich war immer noch sehr unterernährt, hatte immer noch Malariaanfälligkeiten, konnte aber schon aufstehen und ein paar Schritte gehen. Ich glaube, ich habe nicht mehr als 70 Pfund gewogen. Ich war apathisch und hatte alle Hoffnung aufgegeben. Ich bekam Schonkost und konnte mir wünschen was ich essen wollte, aber die Auswahl war nicht sehr groß. Die russische Ärztin hatte sich sehr um mich gekümmert, ohne Sie hätte ich es nicht überlebt. Sie sagte immer wenn sie kam "na Mozart wie es dir geht, Stuhl wie er ist, Urin wie er soll? rauchen gut?" Wenn ich dann sagte „1/2 Zigarette am Tag“, meinte sie „gut gut, du bald nach Hause“.

Ich durfte im Frühjahr in den Garten hinaus gehen und in der Sonne sitzen. Aber schon die Türschwelle war ein fast unüberwindbares Hindernis. Im Abstand von 3-4 Tagen kamen immer noch die Malariaanfälligkeiten. Es wurden nun auch schon Leute zum Abtransport nach Deutschland herausgesucht, ich jedoch war nicht transportfähig. Dann erreichte mich die erste Postkarte aus Deutschland mit der Nachricht, daß Mutter und Trauti in Nordhastedt bei Heide in Schleswig Holstein leben. Das gab mir wieder Lebensmut. Ich erholte mich wieder etwas, nur die Malariaanfälligkeiten blieben. Dann kam eines Tages wieder eine Transportkommission. Die russische Krankenschwester kam morgens zu mir und sagte "Du Mozart, paß auf, heute kein Fieber, Kommission kommt". Ich habe das Fieberthermometer nur auf 36 Grad steigen lassen, hatte jedoch mindestens 39 Grad Fieber, dadurch aber rote Backen. Die Kommission kam, sah mich an und das Thermometer, sagte „sieht gut aus, kann auf Transport gehen“. Das gab mir noch mehr Auftrieb, ich fühlte mich gleich besser und nahm sogar etwas zu.

## Rückkehr nach Deutschland

14 Tage später wurden wir verladen und gingen auf Transport Richtung Deutschland, in Waggons wie auf der Herfahrt ging es los. Ich war bei der Abfahrt wirklich ohne Fieber, so daß der Transportarzt keine Einwendungen hatte. Nach 3 Tagen Fahrt erreichten wir die Sowjetisch-Polnische Grenzstadt Brest-Litovsk und mußten hier warten. Ich hatte wieder Fieber. Der Waggonälteste, der besonders tüchtig sein wollte, meldete mich sofort beim Transportarzt. Ich wurde sofort aus dem Waggon geholt und in ein Gefangenenlazarett gebracht. Das war für mich ein schwerer Schock. Ich wurde wieder sehr krank, die Nieren arbeiteten nicht mehr richtig und ich bekam sogenannte Hungerödeme. Ich war aufgeschwemmt wie ein Nilpferd, wog über 100 Kg, die Beine waren dick wie beim Elefant, der Bauch aufgetrieben wie bei einer Schwangeren und der Kopf aufgedunsen, daß ich kaum aus den Augen schauen konnte. Zum Essen gab es nur salzlose Kost, meist Mais- oder Hirsebrei. Es schmeckte furchtbar.

Eines Tages, es waren gerade 2 Feiertage, klappte es mit dem Nachschub in der Küche für die salzlose Kost nicht, und ich durfte Kohlsuppe essen, obwohl es mir untersagt war. Es schmeckte nach so langer Zeit salzlos einfach köstlich. Die Folge war: es war, als wenn man eine Wasserleitung aufgedreht hätte, die Nieren fingen an zu arbeiten und in einer Nacht habe ich 3 Eimer Wasser lassen können. Als nach den Feiertagen die Ärztin wieder kam, hat sie mich nicht erkannt. Sie sagte zu mir "Glück gehabt, was andere umbringt hat dir geholfen". Mit der Zeit erholte ich mich wieder etwas, auch die Malaria setzte aus. Ich wurde wieder auf Transport geschickt und kam 2 Tage später in Frankfurt/ Oder an, ich war wieder in Deutschland.

Nach den üblichen Begrüßungsphrasen erhielt ich meinen Entlassungsschein. Es war der 15.09.1947. Ich wurde wieder in einen Zug gesetzt, es ging weiter in Richtung Westen. Während der Fahrt bekam ich wieder einen Malariaanfall. In Erfurt wurde ich wieder aus dem Zug geholt und kam ins Landeskrankenhaus. Man versuchte, mich wieder aufzupäppeln, ich bekam sogar eine Blutübertragung von einer Volkspolizistin. Die Malaria war auch geheilt und am 9.10. wurde ich aus dem Krankenhaus entlassen.

Mit dem Zug erreichte ich die Zonengrenzstation. Die Zonengrenze mußten wir zu Fuß überqueren und erreichten am 10.10.47 das Flüchtlingslager Friedland. Hier wurden wir desinfiziert, registriert und untersucht. Wir wurden von der Heilsarmee betreut und gepflegt, bekamen nach langer Zeit eine Tafel Schokolade und Zigaretten.

Als russischer Kriegsgefangener wurde ich vom englischen Militär befragt, z. B. über die Arbeiten, die wir in Rußland ausgeführt hatten. Der Vernehmungsoffizier, der mich sah, meinte, „so wie Sie aussehen, kann man Sie nicht weiterschicken“ und ließ mich nach Cuxhaven ins Marinelazarett bringen.

Das Lazarett war für Angehörige der GMSA (das heißt deutsche Minensucher) eingerichtet. Bei der Aufnahme ins Lazarett wog ich ganze 84 Pfund und 200 gr. Das sollte sich bald ändern.

Wir haben von morgens früh bis zum späten Abend fast nur gegessen. Von meinem Onkel Franz, der in Altenwalde bei Cuxhaven wohnte, hatte ich einen Sack voll Äpfel und einen Eimer Heringe bekommen, Brot und warmes Essen gab es genug. Bis zu 1 Kg am Tag hab ich zugelegt. Jeden Morgen mußte ich um 6 Uhr zuerst auf die Waage und wurde untersucht. Der Kommentar des Arztes war, „jeder Bauer wäre Stolz, wenn seine Schweine so schnell zunehmen würden“. Ich bekam aber am Kopf einige Furunkel, so daß ich mit meinem Kopfverband und der gelben Hautfarbe, die ich durch die Einnahme der Malariamittel bekam, aussah wie ein Inder. Meine Beschäftigung war außer Essen, kleine Spaziergänge und Kinobesuche. Ich hatte immer freien Eintritt.

Oft wurden wir auch von der britischen Militärpolizei besucht, die brachten uns immer Sachen mit, die sie bei Razzien auf dem Schwarzmarkt beschlagnahmt hatten. Wir haben das Meiste wieder auf den Schwarzmarkt gebracht und nach unseren Bedürfnissen umgetauscht. Ich hatte mich inzwischen gut erholt und war gesund.

Am 4.12.1947 wurden wir mit dem LKW nach Popendorf bei Lübeck gebracht, wo wir für die britische Besatzungszone registriert wurden und unsere Personalausweise bekamen. Am 14.12.1947 wurde ich aus dem Lazarett entlassen.

Bei Sturm Windstärke 10 fuhr ich von Cuxhaven mit der Personenfähre nach Brunsbüttel über die Elbe, dann mit dem Zug weiter nach Nordhastedt, wo ich am Abend eintraf.

In Nordhastedt hatten meine Mutter und Trauti bei Hackbarths auf dem Boden ein kleines Zimmer. Für mich wurde in der Abseite ein Bett hereingestellt. Die Abseite war etwa 1,5 m hoch, hatte kein Fenster und keine Heizmöglichkeit. Aber ich war zufrieden, ich hatte alles überlebt. Bis zum 1.4.1948 war ich noch krankgeschrieben. Ich mußte mich nun nach Arbeit umsehen und mir auch was zum Anziehen besorgen. Von den Briten hatte ich wohl eine schwarz eingefärbte englische Uniform bekommen, doch lange paßte sie mir nicht, ich nahm immer noch zu. Meine Haare, die während der Kriegsgefangenschaft immer kahlgeschoren waren, hatten schon fast Streichholzlänge und standen mir ab, wie die Stacheln eines Igels.

Da wir immer Pakete mit Kaffee und Zigaretten sowie auch Damenkleidung von unseren Verwandten aus Amerika bekamen, konnten wir vieles im Tausch bekommen, was es sonst nicht gab. Für Geld gab es nur, was man auf Bezugschein oder Lebensmittelkarten bekam, und das auch nicht immer - für Ami-Zigaretten und Bohnenkaffee aber fast alles, auch ohne Karten und Bezugscheine. Eine Ami-Zigarette war 7 Mark wert. Für 1/4 Pfund Kaffee hatten wir uns von Bauern 1 Zentner Hafer eingetauscht, dafür bekamen wir in der Mühle 1/2 Zentner Haferflocken. In der Molkerei bekamen wir einen 20 Liter Eimer Zuckerrübensirup, Heringe und Schollen konnte man auch so bekommen. Für Gemüse und Kartoffeln hatten wir ein Stück Gartenland. So konnte man einigermaßen leben.

Da es sonst hier keine Arbeit gab, hatte ich mich für die Maurerlehre entschlossen. Ich konnte am 1. April 1948 bei der Firma Moritz Peter Claussen in Albersdorf anfangen. Meine erste Arbeitsstelle war in Kiel-Holtenau beim Umbauen von Kasernen. Ich wohnte in einem Männer-Wohnlager in Kiel-Ellerbeck. Alle 4 Wochen fuhr ich nach Hause in Nordhastedt. Das war sehr umständlich. Da ich Samstags bis um 1 Uhr arbeiten mußte, konnte ich erst am Abend los fahren. Um 19 Uhr ging es ab Kiel bis Neumünster, dort Aufenthalt bis morgens 4 Uhr und umsteigen in Richtung Heide und Nordhastedt. Dort Ankunft am Sonntag um 6 Uhr in der Frühe. Rückfahrt am Sonntagabend um 19 Uhr, Ankunft in Kiel am Montag um 6 Uhr in der Frühe. Dann sofort zur Arbeit. Das war für 12 Stunden Aufenthalt bei Mutter in Nordhastedt eine Fahrzeit von fast 24 Stunden.

Die Zeit in Kiel war trotzdem schön. Wir waren 4 junge Lehrlinge zwischen 16 und 21 Jahre alt und haben uns immer gut amüsiert. Ich habe dort tanzen gelernt und bin viel zum Tanzen gegangen. So ging es bis zur Währungsreform im Juni 1948. Die Arbeiten in Kiel wurden knapp, weil noch nicht genug neues Geld da war. Dafür waren die Läden und Schaufenster voller Waren - wo die über Nacht alle herkamen?

Die meisten Maurer wurden entlassen, nur uns Lehrlinge mußte man behalten. Wir wurden in Albersdorf in der Schreiner Werkstatt mit der Fertigung von Fenstern und Blumentischchen beschäftigt. Allmählich ging es mit dem Bauen wieder los. Ich als Ältester von den Lehrlingen mußte den Kapo spielen und so wurde der erste Neubau nach der Währungsreform erstellt. Von nun an ging es bergauf. Ich konnte mir von meinem Lohn schon ein altes Fahrrad kaufen und damit zur Arbeit fahren. Ich wohnte jetzt bei meiner Mutter in Nordhastedt.

Nordhastedt war ein nettes kleines Dorf mit etwa 1000 Einwohnern, 250 Einheimischen und 750 Flüchtlingen, 4 Tanzlokalen, einem Kino, einem Sportplatz und dem Waldsee mit Freibad. Es war immer etwas los, Mittwoch, Samstag, und Sonntag war Tanz, ebenso in den Nachbardörfern.

Im Sommer war der Haupttreffpunkt der Waldsee. Hier war immer etwas los, Schwimmwettbewerbe, Radrennen rund um den See, Tischtennis und Luftgewehrschießen. Ich war bei den Schwimmwettbewerben sehr oft erfolgreich und habe im Rückenschwimmen und Streckentauchen den ersten Platz belegt. Ich habe auch im Schachklub mitgespielt.

Es war eine schöne Zeit, man genoß das Leben, wir waren ja noch einmal davongekommen.

## **Aufbruch**

Im April 1950 machte ich meine Gesellenprüfung und meine Zeit als Maurergeselle begann mit Arbeitslosigkeit. Aber ab dem 10. Juni habe ich auf den verschiedensten Baustellen in Wesselburen und Heide gearbeitet. Dann wurde vom Arbeitsamt eine Aktion gestartet, in der Maurer für den Aufbau von Stuttgart gesucht wurden.

Ich meldete mich sofort dafür und wurde am 20.10.1950 mit einem Sammeltransport nach Stuttgart geschickt. Ich bekam in Backnang-Sachsenweiler in der Bergstr. Nr. 9 bei der Familie Hasso von Mannteufel ein kleines Zimmer als Untermieter und wurde dort sehr gut aufgenommen. Ich fand auch sofort bei der Firma Robert Stark in Oppenweiler-Reichenberg Arbeit.

Meine erste Arbeitsstelle war der Ausbau der Lungenheilstätte Wilhelmshöhe in Oppenweiler-Schiffraim, sie dauerte den ganzen Winter über, bis in den nächsten Herbst hinein. Wie üblich wurde einem zum 20. Dezember gekündigt, um das Weihnachtsgeld und die Feiertage nicht zahlen zu müssen. Es hieß dann, am 10. Januar könnt ihr ja anfragen, wenn das Wetter es erlaubt, könnt ihr dann wieder anfangen. So ging es bis zum Jahr 1953.

Weihnachten 1950 am 2. Feiertag ging ich zum Tanz nach Backnang ins Bahnhofshotel. Dort traf ich auch meinen Nachbarn Fritz Kucklies vom Nebenhaus, der gerade mit einem jungen Mädchen tanzte. Wir begrüßten uns und er stellte sie mir als seine Tochter Ilse vor. Ich tanzte mehrere Male mit ihr und wir gingen alle gemeinsam mit ihren Eltern nach Sachsenweiler nach Hause. Wir haben uns dann noch für den Silvesterball verabredet. Im neuen Jahr mußte Ilse dann zurück nach Stuttgart, wo sie als Hausgehilfin tätig war. Sie war vom Arbeitsamt schon früher nach Stuttgart geschickt worden als ihre Eltern. Sie hat dann dort zum 1. Februar 1951 gekündigt und ist zu ihren Eltern nach Backnang gekommen, wo sie bei der AEG Arbeit gefunden hatte. Mein Hauswirt, Herr von Mannteufel ist im März nach Kanada ausgewandert und ich mußte in die Bergstrasse Nr. 11 umziehen, wo ich bei der Familie Rohde wieder ein kleines Zimmer bekam. Nun traf ich Ilse öfter, da sie im gleichen Haus wohnte. Wir gingen oft gemeinsam ins Kino oder zum Tanzen. So ergab es sich fast zwangsläufig, daß wir uns verliebten und auch bald ans heiraten dachten. Ilse mußte auch regelmäßig alle 3 Wochen Nachtschicht machen, daß heißt von 16-24 Uhr arbeiten. Ich habe sie dann immer mit dem Fahrrad abgeholt. Am 22. Juni 1951 haben wir uns dann verlobt. Wir haben beide eisern gespart. Ich verdiente damals ca. 76,00 DM die Woche und Ilse etwa 36,00. Ich habe zu dieser Zeit sogar das Rauchen aufgegeben. Mein Geld wurde gespart und von Ilses Geld lebten wir. In kürzester Zeit hatten wir soviel Geld gespart, daß wir davon Möbel kaufen konnten. Ilses Eltern stellten uns dafür ihr Schlafzimmer zur Verfügung. Ende Oktober war es dann soweit, bei Möbel-Sorg kauften wir für 750 DM einen Kombi-Schrank, den heute noch Michael hat, und für 700 DM eine Doppelbett-Schlafcouch mit 2 Sesseln. Einen runden Tisch hatte ich mir schon angeschafft, so daß unser kleines Reich wohl eingerichtet war. Ich sah nicht ein, warum ich noch immer zum Schlafen nach unten zu Rohdes gehen sollte, und zog am 1.11.51 ganz zu Ilse. Mein Bett, den Stuhl und den Kleiderschrank, den ich noch besaß, bekam Ilses Bruder Otto in sein kleines Zimmer gestellt.

Am 22. Dezember wollten wir dann heiraten, es war ein Samstag. Dazu war es nötig, daß wir vom Amtsarzt ein Eheauglichkeitsattest erhielten. Auch Ilse mußte von ihren Eltern die Erlaubnis zur Heirat erhalten, da sie ja noch nicht volljährig war, sondern erst knapp 20 Jahre alt.

Ilse hatte sich aus cremefarbenem Taft ein Brautkleid machen lassen. Auch ich hatte mir zur Verlobung einen taubenblauen Anzug und zur Hochzeit einen schwarzen Anzug aus englisch Kammgarn machen lassen, die damals je 400 DM gekostet hatten. Man war damals ja noch der Ansicht, dass zu solchen Anlässen nur das Beste gut genug ist.

Als Trauzeugen waren Ilses Vater und sein Arbeitskollege Herr Geige vorgesehen. Am Polterabend war große Aufregung, Ilses Vater war um 8 Uhr immer noch nicht nach Hause gekommen. Wir befürchteten schon das Schlimmste. Aber um halb neun kam er ziemlich angeheitert nach Hause. Wie üblich war ihm zu Weihnachten gekündigt worden und die Arbeitskollegen hatten noch Abschied und das freudige Ereignis gefeiert. Ilse und ihre Mutter waren ziemlich sauer auf ihn.

Am Samstag den 22.12.51 ging es dann um 9,30 Uhr mit dem Taxi los. Zuerst Herrn Geige abholen, dann zum Rathaus, wo um 10.00 Uhr die standesamtliche Trauung stattfand, um 11.00 Uhr zur kirchlichen Trauung in die Kirche und dann noch anschließend zum Fotografen, wo die Hochzeitsbilder gemacht wurden. Gegen 1 Uhr waren wir endlich wieder zu Hause, wo Ilses Mutter und Frau Geige schon mit dem Essen auf uns warteten.

Ein neuer Lebensabschnitt - unser gemeinsames Leben – begann ...  
Die Ehe hielt ein Leben lang.

**Autor :** © 2005 - Victor Matzat / Monika Neuser

Vervielfältigungen oder Veröffentlichung (auch auszugsweise) nur mit Genehmigung der Autoren.

**Kontakt:** Monika Neuser, email: [Monika.Neuser@t-online.de](mailto:Monika.Neuser@t-online.de)



© 2005 Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit e.V.  
<http://www.tilsit-ragnit.de>  
letzte Änderung am 11.Oktober 2005